

**Predigt zu „Gleicher unter Gleichen – Albert Schweitzer in Lambarene“
am 9. Sonntag nach Trinitatis (17.08.2025) auf dem Bolzplatz Raitbach und in Eichen**

Die Liebe Jesu Christi sei mit euch allen. Amen.

Lambarene liegt etwas südlich vom Äquator und hat die Jahreszeiten der südlichen Halbkugel. Es ist also dort Winter, wenn in Europa Sommer ist, und Sommer, wenn in Europa Winter ist. Der Winter ist die trockene Jahreszeit, der Sommer Regenzeit. Um Weihnachten herum setzt eine etwa drei bis vier Wochen andauernde trockene Jahreszeit ein, in der die Hitze ihren Höhepunkt erreicht.

Liebe Gemeinde, ich werde heute sehr viel Albert Schweitzer selbst sprechen lassen. Wenn heute einer eine ungewöhnliche Reise tut, veröffentlicht er seine Ergebnisse auf einem so genannten Blog, den Freunde und Follower mitverfolgen können. Er tut es besonders dann, wenn er durch seine Reise auf irgendetwas aufmerksam machen oder für irgendetwas Geld sammeln will. Insofern ist Albert Schweitzer heutigen Bloggern durchaus ähnlich. Er wollte und musste auch Geld sammeln – viel Geld, für Medizin, Verbandsmaterial, medizinisches Gerät und Baumaterial, das er für den Aufbau der Krankenstation in Lambarene brauchte. Nur war sein Blog handschriftlicher Natur. Er schrieb von Beginn seiner ersten Reise an eine Art Tagebuch, aber doch viel mehr als das: einen Bericht, in den neben Beobachtungen und Erlebnissen auch einige Überlegungen einfließen ließ. Durch diese Berichte konnten seine Freunde, die er in ganz Europa hatte, zum einen teilhaben an seinem Werk, zum anderen Spenden sammeln. Die Idee ist also dieselbe. Nur der Weg ist anders.

Weil uns in den letzten Tagen die Hitze so sehr geplagt hat, lasse ich Albert Schweitzer zuerst die klimatischen Bedingungen in Lambarene schildern – damals, als er sich auf den Weg machte, 1913, vor mehr als 100 Jahren:

Die Durchschnittstemperatur im Schatten in der Regenzeit ist etwa 28-35 Grad Celsius, in der winterlichen trockenen Jahreszeit 25-30 Grad. Die Nächte sind fast ebenso heiß wie die Tage. Dieser Umstand und die sehr große Feuchtigkeit der Luft sind schuld daran, dass der Europäer das Klima der Ogoweniederung (Ogowe heißt der Fluss, an dem Lambarene liegt, ein großer Urwaldstrom) so schwer erträgt. Nach 2-3 Jahren ist er zu richtiger Arbeit untauglich und tut am besten daran, auf mindestens 8 Monate nach Europa zurückzukehren. Die Mortalität unter den Weißen betrug im Jahr 1903 in Libreville, der Hauptstadt Gabuns, fast vierzehn auf hundert.

Darauf war Albert Schweitzer also vorbereitet. Aber warum ging er ausgerechnet dorthin, und

warum gingen überhaupt Europäer in diese Gegend? Viele von uns haben in der Schule gelernt: Albert Schweitzer ging in den Busch nach Afrika, gründete Lambarene und half vielen Schwarzen. Einige von uns haben in der Schule noch nicht von „Schwarzen“ geredet. Sie haben das Wort gebraucht, das heute zu sagen als rassistisch eingestuft wird – zu Recht, finde ich, weil es an die Kolonialgeschichte erinnert. Auch von „Schwarzen“ reden wir inzwischen nicht mehr – wir sagen „people of colour“. Das alles war für Albert Schweitzer noch kein Thema. Er ging zusammen mit seiner Frau nach Lambarene ein Jahr vor Beginn des ersten Weltkriegs, 1913. Und er konnte nur gehen, weil vorher andere dort waren: Kolonialherren, Kaufleute, Missionare. Lambarene war eine Missionsstation im heutigen Staat Gabun. Schon seinen Namen hatte das Land von portugiesischen Eroberern erhalten. 1888 wurde Gabun ein Teil der Kolonie Französisch-Kongo. 1910, also nur drei Jahre bevor Albert Schweitzer aufbrach, wurden die Grenzen noch einmal neu gezogen: Gabun war jetzt ein selbständiger Teil der Kolonie Französisch-Äquatorialafrika. Diesen Zusammenhang mit der Kolonialgeschichte bekam zumindest ich in der Schule nicht erzählt, als von Albert Schweitzer die Rede war. Als ich Kind war, war er für mich der Held und Helfer, der allein dort in Afrika den Eingeborenen quasi zum barmherzigen Samariter wurde. Die Wirklichkeit sah aber anders aus.

Ich will gleich sagen: Ich will und werde Albert Schweitzer nicht schlechtreden! Ich will und werde sein Werk nicht als Werkzeug des Kolonialismus diffamieren oder degradieren. Dazu ist kein Anlass – im Gegenteil! Im Verhältnis zu der Zeit, in der er lebte, mit ihren Voraussetzungen und ihrem Horizont, hat Albert Schweitzer sehr klug seine Rolle und sein Tun reflektiert. Wem viel anvertraut ist, von dem wird man um so mehr fordern, heißt unser Wochenspruch – manchmal fordern wir Rechenschaft von unseren Voreltern mit der Überheblichkeit derer, die es jetzt besser zu wissen meinen. Aber das wäre ungerecht. Albert Schweitzer ist ein Kind seiner Zeit und soll weder heroisiert noch diffamiert werden. Er versuchte, das zu tun, was in jeder Zeit eine riesige Herausforderung ist: Jesus Christus zu folgen, seinen Willen in die Welt, wie sie jetzt gerade ist, hinein zu tragen.

Seine klarsichtige und kritische Haltung hören wir zum Beispiel in folgendem Bericht heraus: *Vor dem Krieg lebten in der Ogoweniederung etwa 200 Weiße: Pflanzler, Hozhändler, Kaufleute, Regierungsbeamte und Missionare. Die Zahl der Eingeborenen ist schwer anzugeben. Jedenfalls ist das Land nicht dicht bevölkert. Es sind nur noch die Trümmer von acht ehemals mächtigen Stämmen vorhanden. So furchtbar haben der Sklavenhandel und der Schnaps in drei Jahrhunderten unter ihnen aufgeräumt.*

Liest man nach, was den heutigen unabhängigen Staat Gabun seine Einnahmen verschafft, dann

findet man: Erdöl. Erdöl gehört zu den vielen Schätzen dieses rohstoffreichen Landes. Damals war Erdöl nicht interessant. Damals ging es um Holz. Mahagoni und andere wertvolle Tropenhölzer. Auch vom Klimawandel liest man bei Albert Schweitzer nichts – aber das war auch in meiner Kindheit noch kein Thema. Urwaldstämme wurden abgeholzt und von der einheimischen Bevölkerung im Dienst der Kaufleute und Handelsgesellschaften an die Küste gebracht – ähnlich wie früher im Schwarzwald die Flößer! Sklavenhandel war zu Albert Schweitzers Zeit vorbei – man diskutierte statt dessen über Formen von Zwangsarbeit, weil man schlicht Arbeitskräfte brauchte. Auch dazu machte sich Albert Schweitzer Gedanken. Aber was war mit dem Schnaps? Waren die Schwarzen in Gabun alle Alkoholiker? Das Karussell unserer Vorurteile beginnt sich zu drehen. Albert Schweitzer hat als Arzt sehr viele Gespräche geführt, mit seinen Patientinnen und Patienten, mit anderen Europäern. Er weiß: Die Natur, die sie umgibt, schenkt den Menschen in Gabun nur den Palmwein, den man aus dem Saft des Palmbaums gärt und der so ähnlich schmeckt wie Traubenmost. Er ist schwer und nur in kleinen Mengen zu gewinnen, dadurch entsteht keine Sucht. Der Schnaps dagegen wird importiert. Albert Schweitzer schreibt:

Die soziale Gefahr, die die Einfuhr von Schnaps bedeutet, ermisst man erst, wenn man in manchen Dörfern gesehen hat, wie die kleinen Kinder sich mit den Alten betrinken. Hier am Ogowe sind Beamte, Kaufleute, Missionare und Häuptlinge darüber einig, dass die Schnapseinfuhr verboten werden sollte. Warum wird sie aber nicht verboten? Weil der Schnaps ein guter Zollartikel ist. Was er jährlich als Eingangszoll einbringt, ist eine der größten Einnahmen der Kolonie. Fiele sie weg, so wäre Defizit im Budget. Bekanntlich sind die Finanzen der afrikanischen Kolonien aller Staaten nichts weniger als glänzend - und dann endet er mit einem Satz, der heutige Leser hinhören lässt: Ich begehe keine Indiskretion, wenn ich angebe, dass der meiste Schnaps für Afrika ... durch den Handel Nordamerikas eingeführt wird. Ja, manche Dinge haben schon eine längere Tradition, auch wenn damals die Vorzeichen umgekehrt waren!

Wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen – unser Wochenspruch: Wir suchen heute nach der Einstellung, die Albert Schweitzer geprägt hat, die er durch seine Arbeit gewann. Weil es auch eine von unseren Aufgaben ist, in der Nachfolge Jesu zu richtigen Einstellungen zu kommen. Manches, was Albert Schweitzer schreibt, lässt einen zusammenzucken, weil es so bekannt vorkommt. So zum Beispiel diese Passage:

Soziale Probleme werden auch durch die europäische Einfuhr geschaffen. Früher übten die Menschen eine Reihe von Handwerken aus: sie schnitzten gediegene Hausgeräte aus Holz, sie verfertigten vorzügliche Schnüre aus Rindenfasern und was dergleichen mehr ist. Am Meer

gewannen sie Salz. Diese und andere Handwerke sind durch die Waren, die der europäische Handel un den Urwald einführt, vernichtet. Der billige Emailtopf hat den gediegenen, selbstverfertigten Holzeimer verdrängt. Um jedes Dorf herum liegen Haufen solchen verrosteten Geschirrs im Gras. Viele Fertigkeiten sind schon halb in Vergessenheit geraten. Nur die alten Frauen verstehen noch Schnüre aus Rindenfasern und Nähzwirn aus den Fibern des Blattes der Ananasstaude zu bereiten. Selbst die Kunst, Kanoes zu verfertigen, kommt in Abgang. So geht das einheimische Handwerk zurück, wo doch das Aufkommen eines tüchtigen Handwerkerstandes der eigentliche Weg zur Kultur wäre.

Gerade beim letzten Satz denke ich: erstaunlich modern! Über hundert Jahre später hat uns dieses Thema sogar hier in Deutschland eingeholt, wo alle studieren wollen und Handwerksbetriebe händeringend nach Mitarbeitenden suchen.

Albert Schweitzer ist kritisch, aber er ist auch selbstkritisch! Als junger 30jähriger Pfarrer hat er noch in einer Predigt sehr vollmundig die Stimme gegen den Kolonialismus erhoben: *„Oh, diese vornehme Kultur, die so erbaulich von Menschenwürde und Menschenrechten zu reden weiß und die diese Menschenrechte und Menschenwürde an Millionen und Millionen missachtet und mit Füßen tritt, nur weil sie über dem Meere wohnen (und) eine andere Hautfarbe haben“*

Jetzt erlebt er das Aufeinandertreffen der Kulturen am eigenen Leib. Ein großes Thema nimmt bei ihm das Problem ein, mit dem er täglich zu tun hat: dass nämlich die Menschen, die er in Gabun antrifft, eine gänzlich andere Arbeitsmoral haben als die Europäer, die sie als Arbeitskräfte brauchen. Auch er brauchte sie! Noch heute gibt es das Vorurteil, dass Menschen mit dunklerer Hautfarbe faul seien. Schweitzer sagt: Die Menschen sind nicht faul, sondern frei! Sie lassen sich nicht eintakten in den Arbeitsrhythmus, den die Industrialisierung den Europäern eingimpft hat. Die Menschen in Gabun arbeiten, bis sie das verdient haben, was sie brauchen. Dann hören sie auf. Albert Schweitzer schreibt: *Wir alle verbrauchen uns hier in dem furchtbaren Konflikt zwischen dem europäischen Arbeitsmenschen, der Verantwortung trägt und nie Zeit hat, und dem Naturkinde, das Verantwortlichkeit nicht kennt und immer Zeit hat.*

Natürlich ist das mit dem „Naturkind“ eine Wertung, auch vom „kindlichen“ Gemüt der Menschen in Gabun schreibt er oft – diese Sortierung in „erwachsen“ und „kindlich“ würden wir nicht mehr treffen. Aber ich spüre, wie Albert Schweitzer einerseits urteilen und verstehen will, andererseits aber versucht, dies im Sinne Jesu zu tun. An einer Stelle schreibt er sehr nachdenklich – und sehr nah an unserem Wochenspruch:

Je größer die Verantwortungen, die auf einem Weißen lasten, desto größer die Gefahr, dass er den Eingeborenen gegenüber hart wird. Wir von der Mission sind zu leicht geneigt, den anderen Weißen gegenüber in Selbstgerechtigkeit zu verfallen ... Weil wir am Ende des Jahres nicht die und die materiellen Resultate mit den Eingeborenen erreicht haben müssen, wie Beamte und Kaufleute ... Ich wage nicht mehr zu richten, seitdem ich die Psyche des Weißen, der hier materiell etwas ausrichten muss, an solchen, die bei mir krank lagen, kennenlernte und mit ein Ahnen davon aufging, dass Männer, die jetzt lieblos über den Eingeborenen reden, einst als Idealisten nach Afrika kamen und in den alltäglichen Konflikten dann müde und mutlos wurden und das, was sie geistig besaßen, Stück um Stück verloren. Dass es hier so schwer ist, sich die reine humane Persönlichkeit und damit das Vermögen, Kulturträger zu sein, zu wahren, ist die große Tragik des Problems von Weiß und Farbig, wie es sich im Urwalde stellt. Das sind andere Worte als in der Predigt des 30jährigen. Worte, für die ich Albert Schweitzer sehr bewundere.

Und ich glaube, er versucht, Realist zu sein im Sinne Jesu. Er fragt: *In welcher Art soll ich mit den Farbigen verkehren? Soll ich sie als gleich, soll ich sie als unter mir stehend behandeln? Ich soll ihnen zeigen, dass ich die Menschenwürde in jedem Menschen achte. Diese Gesinnung soll er an mir spüren. Aber die Hauptsache ist, dass die Brüderlichkeit geistig vorhanden ist. Wie viel sich davon in den Formeln des täglichen Verkehrs auszudrücken hat, ist eine Frage der Zweckmäßigkeit. ... Ich habe dafür das Wort geprägt: Ich bin dein Bruder, aber dein älterer Bruder.*

Auch das ist heute sicher nicht mehr zeitgemäß. Aber für seine Zeit und angesichts des bestehenden Kolonialismus war es wohl zumindest die allerbeste aller schlechten Möglichkeiten. Wir haben viel gelernt seitdem. Aber noch längst nicht genug. Immer noch ist uns hier in Europa sehr viel gegeben und sehr viel anvertraut. Immer noch liegen die Wunden des Kolonialismus offen. Immer noch können uns darum Jesu Worte und die Worte Albert Schweitzers sehr viel sagen!

Amen.